

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Einmal sorglos

Sang- und klanglos wurde Valtram Sönser beerdigt. Kein Mensch sprach mehr von ihm, denn schon zwei Tage später trat ein Ereignis ein, das die kleine Berggemeinde bis in die Tiefe erregte...

Der Förster von St. Andre fand im Walde hinter dem „Kreuz am Stein“ den reichsten Bauern des Kreises, Hartmann Stauffer, tot in einer großen Blutlache. Neben ihm lag sein Jagdgewehr, von dem ein Lauf abgeschossen war. Die Konstruktion des Unfalls schien nicht schwer. Hartmann Stauffer, der sich auf der Jagd befand, hatte sich mit dem Kolben seines Gewehrs durch das Unterholz einen Weg bahnen wollen. Dabei war ein Nestchen dem Abzug zu nahe gekommen und hatte den Schuß gelöst; die volle Ladung war dem unglücklichen Manne in die Brust gedrungen...

Kaum begraben — schon vergessen. So lag Valtram Sönser's Grab. Ein altes Mütterchen hatte aus Mitleid ein paar Feldblumen darauf gelegt, auch sie waren schon wieder verwelkt.

Der Hügel aber, unter dem Hartmann Stauffer der Auferstehung entgegenschlief, verschwand unter einem Berg von Kränzen. Behörden, Vereine und die gesamte Bevölkerung des Kreises hatten dem angesehenen Manne das letzte Geleit gegeben, und seine Familie fand in den hohen Ehren, die man dem Toten erwies, besten Trost.

Kein Mensch auf Gottes Erde ahnte den Zusammenhang zwischen den beiden neuesten Gräbern auf dem kleinen Bergfriedhofe. Kein Mensch wußte etwas von Hartmann Stauffer's Schuld und Sühne...

Einmal sorglos Novelle von Ellen Svava

(Nachdr. verb.)

Sie glaubten fast, sie seien reich. Willys Geschäft (er arbeitete in den elektrischen Werkstätten einer großen Weltfirma) hatte ihm eine Gratifikation von 20 Mark gegeben für eine besonders gut und sorgfältig ausgeführte Arbeit, und nun wollten sie sich einen vergnügten Tag machen und einmal, einmal im Leben recht, recht sorglos sein. Sorgen und Not waren für diese beiden jungen Menschen, Willy war 21 und Zifi 17, so etwas, wie für andere Leute Essen und Trinken und Schlafengehen, also etwas Alltägliches. Und deshalb erschien es ihnen etwas so Großes und Seltenes, einmal sorglos zu sein, besonders weil sie nicht sicher waren, ob dies sich jemals in ihrem Leben wiederholen würde.

Sie begannen damit, in den Botanischen Garten zu gehen, der um diese Zeit nur eine Blütenmasse war und lauter Bäume hatte mit merkwürdigen, auf einem kleinen runden Emaillechild angeschriebenen Namen, die kein Mensch verstand oder doch nur solche Menschen, die eine Brille trugen, immer sehr abwesend ausjahren und sehr gelehrte Gesichter machten. So wenigstens erklärte Willy, der für Zifi vollständig maßgebend war, und an dessen Weisheit sie niemals auch nur im geringsten zweifelte.

In den Botanischen Garten zu gehen war nun nichts Außergewöhnliches, das hatten sie

schon oft getan, aber sich im Botanischen Garten auf einen Stuhl setzen, wo für die Person 10 Pfennige bezahlt werden mußten, das — nein, das war ihnen noch nicht passiert, und deshalb gerade war es so wunderschön. Zifis Augen leuchteten, von ihrem Platze aus sah sie den kleinen See im Grunde, auf dem breite, grüne Wasserrosenblätter wie Seidenlappen lagen und Goldfische, dicht unter der klaren Oberfläche herschwimmend, ab und zu nach einer Fliege oder einem Krümchen Brot schnappten. Und darüber hinaus bis ans Gitter der Umfriedung, welch entzückende Wildnis von Blüten und Blättern und rankenden, duftenden Zweigen! Kirschbäume wie bedeckt von einem Mantel duftiger Spitzen, Magnolien, die Fülle ihrer Blumen in das dunkle Grün der Taxuswände schiebend, breite, mächtige, würdevolle Kastanen, weiße und rote Kerzen tragend, Kaskaden von Goldregen, Glyzinen und Akazien, und dazwischen gleich Felsen rosigen Seidentülls schimmernde längliche Büschel einer fremden, unbekannteren Blume. — Dazu ein Duft, — ein Duft, so, als habe man berauschte Essenzen mit Riesenzerstäubern in die Luft geblasen. Das leise Rauschen des Windes in den Zweigen, übertönt von dem einschmeichelnd süßen, hinreißenden Gesang der Nachtigallen und von draußen über'm Gitter das einförmige Geräusch der großen, großen Stadt und das

kommen und Gehen der Wagen auf der Promenade.

Eine Frau kam vorbei, sie hatte runde, etwas zu gelb aussehende Waffeln in einem Korb und Zitronenlimonade in einem blechernen Tönnchen, und Willy kaufte beides, Waffeln und Zitronenlimonade; er war ganz großartig geworden, und Fifi zupfte ihn am Ärmel, weil sie fürchtete, er würde zu viel verschwenden und das Leben nach dem Genuße dieser Herrlichkeiten ihm nicht mehr gefallen.



Bei einer vorübergehenden Frau kaufte Willy Waffeln und Zitronenlimonade

Aber Willy lachte und erklärte, das sei noch lange nicht alles, morgen, wenn die Läden wieder offen seien, kaufe er ihr einen Hut mit roten Rosen und ein Paar gelbe Schuhe, wie die feinen Damen in den schönen Wagen auf der Promenade sie hätten, und nachher würden sie mit der Elektrischen fahren, am Abend in einem Kasse in der Stadt Bier trinken. Das kleine Ladenmädchen, das seine bescheidenen 15 Mark monatlich unangetastet seiner kranken Mutter ablieferte, oft nicht satt zu essen hatte, weil es im Hause des Prinzipals knapp zuging, sah ihn bewundernd an und dachte, welch' seltsame Veränderung doch mit einem Menschen vor sich gehe, wenn er eine Summe Geldes hinter sich habe.

Willy und Fifi waren Nachbarskinder, sie waren es immer gewesen, so lange sie den-

ken konnten, ihre Mansarden lagen nebeneinander, wenn auch in verschiedenen Häusern, aber die Mauern waren so dünn, daß, wenn der eine an die Wand klopfte, der andere es hören konnte, und schoben sie einen Stuhl zu den schrägen Mansardenfenstern, vermochten sie mit etwas Anstrengung und gutem Willen sich über das Dach hinüber die Hände zu reichen. Als Kinder hatten sie dies selten getan, jetzt aber, wo sie erwachsen waren, sich lieb hatten und sich heiraten wollten (es war dies nur eine natürliche Folge ihrer Jugendfreundschaft, eine ihnen selbstverständlich dünkende Lösung dieser Freundschaft), taten sie dies sehr oft, und dann verharren sie in dieser Stellung, so lange sie konnten, schauten mit großen Augen auf die unter ihnen liegende Stadt, und dachten, sie seien weit, weit entfernt davon, während sie doch mitten darinnen lebten.

Es war ein häßlicher, schmutziger Stadtteil, in dem sie wohnten, einer, von dem man sagte, daß lauter Diebe und schlechte Menschen drin wohnten, aber es gab auch Ehrliche darunter und ganz besonders Arme. Willys Eltern waren arm gewesen, und sie waren früh gestorben. Eine alte Tante hatte ihn erzogen, und dann war auch die gestorben, und Willy hatte die Mansarde behalten, in der die wenigen Möbel standen, die er von den Eltern geerbt und die die Tante erhalten hatte, so gut sie konnte. Fisis Vater war auch gestorben, als sie noch klein war; die Mutter hatte ein Rückenmarksleiden, wobei sie jedoch sehr alt werden konnte, und verdiente sich ein Häppchen mit Stricken und Nadeln. Das war Fisis und Willys ganze Geschichte, eine sehr einfache, sehr alltägliche, aber deshalb doch nicht minder traurige Geschichte, die Not und Mangel und Schwerkummer im Gefolge führte, woran sie aber gewöhnt waren und worüber sie sich nicht weiter grämten.

Als sie sich satt gegessen und satt gehört hatten an all den Herrlichkeiten der Natur, viel länger, als sie eigentlich gewollt, um der zwanzig Pfennige willen, die für eine kurze Zeit ausgegeben zu haben, ihnen Gewissensbisse verursacht hatte, schlenderten sie Hand in Hand durch die schattigen Gänge des Gartens davon. Fifi spielte mit den abgefallenen weißen und roten Blütenkelchen der Kastanien, und ihr helles Lachen ließ mehr als einen Passanten in ihr herziges, frisches Kindergeächel sehen. Ihr Lachen war ansteckend,

wer es hörte
Freude in
er auch ich
und es ver
Jochfimm
war, sie
unbewußt
die sie and
Dann
trischen, d
fene Wag
rund um
dem Mond
eine Frau
Ganze hat
immerlich
können, d
konnten,
dies nicht
Jetzt
wurden
Wand, de
einen ern
was sie sa
war ihre e
ganze Sta
Ihr eigen
und ein
ganten G
Erst
mit ip
kleinen
terverfich
den schat
leiten un
in ihrem
Fifi g
Zag Kalk
jener Gai
zu lernen
jene zu
hergen
graniam
versteht
Groll ar
Mansar
Ganz in
plötzlich
Wandel
durch d
alles, k
Grüßer
noch au
folterte

wer es hörte, fühlte plötzlich einen Ton der Freude in seinem eigenen Herzen klingen, ob er auch schon gedacht, es sei alles tot und still und es vermöge nichts mehr die Fibern des Frohsinns zu erwecken, und was das Beste war, sie hörte sich so gerne lachen, ihr selber unbewußt, empfand die Seele die Freude, die sie anderen durch ihren Frohsinn bereitete.

Dann kam die große Fahrt mit der Elektrischen, die einen geschlossenen und zwei offene Wagen hatte. Willy nahm Billette für rund um die ganze Stadt herum und drückte dem Kondukteur, von dem er wußte, daß er eine Frau und ein kleines krankes Kind zu Hause hatte, ein Fünfpfennigstück in die Hand, innerlich stolz, zu den Menschen gehören zu können, die anderen noch etwas abgeben konnten, und schon die Zeit bedauernd, wo er dies nicht mehr tun könne.

Jetzt lachte Zifi nicht mehr, ihre Augen wurden größer und größer, der liebliche Mund, der wie eine rote Kirzsche blühte, trug einen ernsten Zug; sie dachte nach über das, was sie sah, sie stellte Betrachtungen an. Es war ihre erste große Reise, eine Reise um die ganze Stadt, von der sie nichts kannte, als ihr eigenes Viertel, den Botanischen Garten und einige große Hauptstraßen mit den eleganten Geschäften.

Erst Häuser, reiche, geschmackvolle Häuser mit spitzenverhängten Spiegelscherben und kleinen blumigen Gärten hinter feinen Gitterverschlingungen, auf den Balkons und in den schattigen Lauben Damen in lichten Toiletten und schöne Kinder, solche, wie man sie in ihrem Stadtviertel niemals sah.

Zifi ging es wie dem Lastträger, der einen Tag Kalif sein wollte; sie wünschte, in einem jener Häuser zu sein, das Leben darin kennen zu lernen, vollständig glücklich zu sein, wie es jene zu sein schienen, und in ihrem Kinderherzen, das noch nicht wissen konnte, wieviel graufames Leid unter seidnem Gewande versteckt sein kann, wallte so etwas wie ein Groll auf gegen das Schicksal, das ihr eine Mansardenstube und nicht ein großes, schönes Haus wie diese gegeben hatte. Dann war plötzlich das Villenviertel wie das Bild eines Wandelpanoramas verschwunden, die Allee, durch die sie sausten, fiel steil ab, durch ein altes, schwarzgraues Tor, aus dessen Steinen Gräser und kleine Zweige wuchsen, und das noch aus der Zeit stammte, da man die Leute folterte und verbrannte, wie Willy sagte, ka-

men sie hinein in eine andere Welt: es schrie und pfiß und johlte durcheinander, auf den Straßen standen kleine Buben, die nach Del und ranzigen Fischen rochen, eine Drehorgel gröhlte, und die Kinder halgten und raufften sich. Schmutzige Weiber standen unter den Lüren, die Häuser waren klein und vernachlässigt, und Zifi tat das Herz weh, weil der Unterschied so groß war zwischen dem, was sie vorher gesehen und was sie jetzt sah. Und hatte sie vorher mit Bedauern und leisem Groll an die Mansarde dabei gedacht, so tat es ihr jetzt wohl wie frischer Wind an heißen Sommertagen.

Es war, als nähme die häßliche Gegend gar kein Ende, ein großes, schwarzes, finstres Gebäude voll trostloser Häßlichkeit schob sich dazwischen, die Lokomotiven pfißen und rauchten, die Menschen schoben und stießen sich und rannten wie besessen, und es kam u Wagen und Pferdebahnen von allen Gegenden.

„Da geht es in die Welt hinaus!“ sagte Willy, und Zifi fiel es plötzlich aufs Herz wie Zentnerschwere, es war ihr eingefallen, wieviel Abschiedsszenen sich in dem großen düsteren Gebäude abspielen müßten, wieviel Tränen darin geweint wurden, wieviel junge, tapfere und ehrenhafte Menschen von da aus in die weite Welt gingen und an denselben Ort zurückkamen, müde, mit gebrochenem Herzen, schuldbeladen und vernichtet. — Und es war ihr, als müsse ihr ein Unglück kommen aus diesem großen, finstren Gebäude, als ob sich seine Schatten tief auf ihr Herz senkten, um es auf immer traurig zu machen.

Dann ein anderes Bild, einfach auch, bürgerlich, das Auge ausruhend und das Herz erquickend. Saubere Häuser mit kleinen, blitzenden Fensterscheiben, glatt gefehrte Gassen und dazwischen der Kanal mit seinen Schlepfern, Fischerkähnen, und auf den Steinquadern seiner Ufer Männer in blauen Leinwandfitteln und großen grauen, wie in Staub getauchten Hüten, Frauen in weißen Hauben, kurzen Röcken und weißgecheuerten Holzschuhen, allerhand fremde Tracht und fremde Sprachen, Schuppen voll Warenballen, Kisten und Säcken, und durch die Luft ziehend ein Geruch wie von Spezereien, Teer und frischen Meereswellen. Sie sahen zufrieden aus, die Menschen, die da standen und gingen, es war so etwas, wie Zifi es gewohnt war. Ihr ernstes Gesichtchen heiterte sich wie-

der auf, wie ein Alpdruck fiel die Furcht von ihr, die sie an dem großen, weiten Bahnhof empfunden, und das letzte Stück Weges bis zurück zum Botanischen Garten plauderte und lachte sie wieder so heiter wie vorher.

Sie gingen nicht mehr hinein in den Garten, die Abend Schatten fielen bereits. Aber an das Gitter gelehnt, tauchten sie ihre Blicke hinein in die Blütenpracht der Gebüsch und die Wunderschönheit des Sees, über die — zuckenden, fliehenden Lichtern gleich — einzelne weiße Magnolienblätter huschten, während tief im Hintergrunde die fremden, seltsamen, unbekannt Blumen in Schatten und Nacht versanken.

Und sie hatten auf einmal dasselbe erhabene Gefühl wie da oben in ihrem Manjardenfenster, wenn sie, die Hände ineinander geschlagen, still und ernst auf die brausende, lärmende Stadt hinabsahen, in das Meer voll wogender Schatten und ringenden Staubes, über sich die Wälder goldener Punkte und in ihrem Herzen die Märchenschönheit unentweichter Lebenshoffnungen.

In einem Kaffee auf dem Boulevard, wo die Omnibusse vorbeirauschten, die Zeitungs- und Blumenverkäufer in ohrenzerreißenden Tönen schrien, eine Musikbande weiche, schmeichelnde, lustige Weisen spielte, setzten sie sich an einen Tisch, ganz hinten in der Ecke, Arm in Arm, eng aneinander geschmiegt, und zum ersten Male sprach Willy von der Zukunft, wie er arbeiten, es zu etwas bringen wolle, was für ein kleines, sauberes Heim sie haben würden — wieviel Glück darin.

„Und die Mutter mit uns,“ war Zisis ständiger Refrain.

In dem dunklen Hausflur der Mietskaserne, wo Zisi und ihre Mutter wohnten, nahm er sie in seine Arme und küßte sie — sie waren ja verlobt und würden sich heiraten, und er hatte sie so lieb, so lieb, daß er alles getan hätte. Und ehe sie ging, steckte er ihr ein Zweimarkstück in die Hand; das solle sie der Mutter geben, er käme später auf einen Augenblick und sagte „Gute Nacht“. Und dann ging jeder seines Weges, glücklich über die Vorgänge des verflossenen Tages, der wie ein lebenatmendes, farbenprächtiges Bild hinter ihnen versank, lichten Schein auf die graue, sorgenvolle Wirklichkeit werfend, in deren Bannkreis sie wieder getreten waren.

Zisi war mit großen Sägen die engen Treppen hinaufgerannt, um oben mit glühendem Antlitz und leuchtenden Augen in die lichte Manjarde zu treten, in der eine schlanke Frau mit krankem, bleichem Antlitz auf einem Strohsessel saß. Es war kein ungestümer Gruß, der zwischen den beiden gewechselt wurde; lautlos in stiller Verehrung und Liebe kniete Zisi vor der Mutter nieder, all die Seligkeit des Tages, all das ungetrübte Glück des Herzens in begeisterten Worten vor ihr enthüllend.



Arm in Arm saßen sie an einem Tisch

Und die Kranke lächelte jenes müde Lächeln, das diejenigen haben, denen das Leben zu schwer gewesen, und in deren Herzen Anklänge an Glück und Freude keinen Widerhall mehr finden, weil die Kraft der Empfindung unter allzu großen Seelenleiden unterging und der Glaube an ein Besserwerden längst geschwunden ist.

Immer den Tod vor Augen, fürchtend, daß ein jeder Tag der letzte sei, war es Frau RIVERA eine große Wohlthat, Zisi einem Leben entgegengehen zu sehen, wie es sich durch die Verbindung mit Willy zu gestalten schien. War er gleich noch jung, so hatten die Sorgen und Kümmernisse seines Lebens ihn doch erfahrener gemacht, als es sonst in solchen Jahren der Fall ist. Er war ernst und arbeitfam. Da sie ihn so lange kannte, rechnete sie ihn wie zur Familie gehörig. Eine andere Lö-

lung diele
schlich, fo
sch an ich
betrauten
einfach
wie ja
ren glück
war ja
überhand
einen
verklüfte
der Juge
geschick
bahn zu
Unter
herausge
gent, wo
war ein
Gelegen
stände sie
die zum
angenen
überleg
des Schid
ne, unbel
der Jern
zu reiten
worts
freier.
Laut
starren
sie mit
gefunke
chend in
Geist
wie eine
Erkenntn
ihre See
hof ein S
und ihr G
und kein
Wille
waren es
entpar
zwei Ja
und W
die Mü
ein glück
den Wä
enden.
fien Gl
heiter,
nes Ger
fiel ihm

sung dieser Jugendfreundschaft wäre ihr unfasslich, fast ungerecht erschienen. Sie hatte sich an ihn gewöhnt, hörten auf seinen Rat, vertrauten ihm mit allem und jedem, was ihr einfaches Leben ausmachte, sahen zu ihm auf, wie zu dem Oberhaupt der Familie, und waren glücklich, ihn um sich zu sehen. Noch ein paar Jahre, dann war die Zeit des Wartens überstanden, dann war er ganz ihr eigen.

Einen Monat später kam Willy mit der verblüffenden Nachricht, daß er mit zweien der Ingenieure seiner Firma nach Yokohama geschickt werde, um dort eine elektrische Eisenbahn zu installieren.

Unter all den Arbeitern hatte man ihn herausgesucht, weil er arbeitssam und intelligent, brauchbarer war als die anderen. Es war ein großartiges Anerbieten, eine jener Gelegenheiten, wie die Verkettung der Umstände sie solchen Menschen in den Weg wirft, die zum Glück bestimmt sind, und er hatte angenommen, ohne weiteres Zögern, ohne Ueberlegung, geblendet von der Seltsamkeit des Schicksals, verführt von dem Drange, ferne, unbekannte Länder zu sehen. Der Geist der Ferne war in ihm erwacht, die Sehnsucht, zu reisen, das Leben zu ergründen, sich aufwärts zu ringen, immer höher — immer freier.

Lautlos erst, mit zuckenden Lippen und starren Zügen, hatte Fifi zugehört, dann war sie mit einem Schrei zu Füßen der Mutter gesunken, die gefalteten Hände wie hilfesuchend zu ihr aufgestreckt.

Geistergleich, drohender als damals, glitt wie eine Vision eine plötzliche, hellsehende Erkenntnis der Zukunft, eine Ahnung durch ihre Seele, daß von jenem dunklen Bahnhof ein Schatten ausgehe, der auf ihr Leben und ihr Herz falle, es auf immer verdüsternd, und kein Zürnen der Mutter, kein Zureden Willys vermochte sie zu beruhigen. Und doch waren es so glänzende Bilder, die er vor ihr entwarf, eine nur kurze Trennung, höchstens zwei Jahre, in denen sie viele Briefe, Karten und Photographien erhalten würde, dann die Rückkehr und danach die Hochzeit — und ein glückliches Leben bis an das Ende, wie in den Märchen, die traurig anfangen und schön enden. Willy redete sich selber hinein in diesen Glauben, er zeigte sich zuversichtlich und heiter, nur um Fifis willen. Im Grunde seines Herzens war er traurig, die Trennung fiel ihm schwer. Hätte er Fifi mitnehmen kön-

nen, dann wäre ihm das Leben wie ein großes, seltsames Glück erschienen, die weite Ferne wie ein Schaustun der Tore des Paradieses. —

In den weiten Hallen des Südbahnhofs hatten sich viele herzerreißende Szenen abgespielt; die Angestellten, die Tag für Tag ihren Dienst verrichteten, achteten nicht mehr darauf, sie waren hart und kalt und abgestumpft geworden gleich Menschen die zu viel gelitten haben. Aber es flog ihnen doch so etwas wie ein Staubkorn ins Auge, als der nur aus wenigen Wagen bestehende Expreszug sich in Bewegung setzte, und eine schlafende Kindergestalt schnell wie der Wind noch einmal auf das Trittbrett eines Wagens zweiter Klasse sprang, ihre Arme um den Hals eines jungen Mannes schlang und dann, ebenso schnell zurückspringend, auf einer Bank des Bahnsteigs schluchzend zusammenfiel.

Es saßen noch zwei junge Männer in dem Abteil, wo Willy sich befand.

„Sie sind ein Glückspilz, Brohlens!“ sagte der eine und wischte sich die Augen. „Was für ein süßes Geschöpfchen!“

Der andere sagte nichts, er sumnte eine Melodie vor sich hin:

„Nie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.“

Und der Zug raste fort — der Geist der Ferne nahm die Herzen gefangen — der Zauber der Reise umhüllte sie.

* * *

Sechs Jahre sind vergangen. Fifi ist nicht mehr die kleine Ladnerin des häßlichen Vorstadtviertels. Die Mutter lebt nicht mehr in der hohen Mansarde, sie bewohnen zwei freundliche Zimmer hinter einem kleinen Handschuhgeschäft, Filiale einer Fabrik, die in allen Teilen der großen Stadt Zweiggeschäfte errichtet hat. Um die Kaution zu erlegen, hatte die unbedeutende Erbschaft eines alten Verwandten gerade ausgereicht. Frau Rivera ist vollständig gelähmt, an schönen Tagen wird sie hinausgefahren in den Park, der nicht weit von ihrer Wohnung liegt, und Fifi besorgt daheim die Kunden, Herren und Damen jener Welt, die sie einst an jenem unergelichen Tage, wo sie „einmal sorglos“ sein wollten, von der elektrischen Bahn aus bewundert und beneidet hat. Klug geworden

durch Sehen, Hören und Beobachten, mild durch jenes sehrende Heimweh in ihr nach demjenigen, der noch immer in der Ferne weilt, weiß sie nun ganz genau, daß Seide und Samt nicht vor Herzeleid und Schicksalsschlägen schützen, daß ihr eigenes kleines Kreuz ein leichtes ist, und daß sie dankbar bitten sollte, es möge ihr kein schwereres werden. Ihre bliühende Jugend, ihr süßes Gesicht, ein gewisses sympathisches Etwas in ihr ziehen die Menschen an; die kleine Filiale, die weit von allem Geschäftsverkehr mitten in dem vornehmen Viertel der Stadt liegt, ist eine der besten, und die Besitzer der Fabrik wissen das zu würdigen.

Ideal schön hatte sich das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter gestaltet. In der ersten Zeit nach Willys Abreise war Fifi leidenschaftlich und fassungslos wie alle jungen Menschen, die im Kampfe mit dem Leben noch nicht das Gleichgewicht der Seele errungen haben, zusammengesunken wie eine Blume im heißen Sonnenstrahl, aß und trank nicht, versah den Dienst schlecht; es kamen Klagen, Drohungen; kein Zureden und kein Zürnen half, und eines Tages kam sie nach Hause, entsetzt, beschämt: sie hatte ein ihr anvertrautes Paket Spitzen verloren. Sie mußte es ersetzen. Waren es auch nur wenige Mark, so war es doch eine für ihre Verhältnisse so hohe Summe, daß sie unvermeidliche Entbehrungen und Not im Gefolge hatte. Sie schämte sich ihrer Nachlässigkeit und ihres selbstsüchtigen Schmerzes, und als die Mutter in der Nacht aufstand und sich stillschweigend mit kummervollem Antlitz an ihre Strickarbeit setzte, um einen größeren Posten Strümpfe liefern zu können, da hatte tiefe Reue sie ergriffen, und unter ihrem Stachel war sie eine andere geworden.

Die alte Rücksicht und Liebe für die Mutter war zurückgekommen. Frau Rivera hatte sich fortan nicht über sie zu beklagen gehabt. Willys Briefe und Nachrichten halfen ihr dazu. Es sprach so viel Liebe aus ihnen, so viel feste Zuversicht auf baldiges Wiedersehen, er tröstete, richtete auf, spornte an und ermahnte, er blieb, was er gewesen: das Oberhaupt der Familie, ihr Trost, ihr Stolz. Es kamen andere Zeiten, die Filiale wurde übernommen. Immer noch einfach und mit der Existenz ringend, wurde das Leben doch forlanger. Die Jahre vermaßen. Willy kam nicht, aber die Briefe reisten hin und her. Wäre die

Mutter nicht immer schwächer und schwächer geworden, Fifi hätte der Zukunft mit sorglosem Herzen entgegengesehen. Abends, wenn der kleine Laden geschlossen war und Frau Rivera wohlgebettet in den weichen Kissen lag, dann kam die schönste Zeit des ganzen



Dann holte das junge Mädchen einen hölzernen Kasten herbei . . .

Tages. Dann holte das junge Mädchen einen großen hölzernen Kasten herbei, schloß ihn auf und entnahm ihm Päckchen Briefe, Photographien, Karten, vertrocknete Blumen, kleine Geschenke, ein Fetzchen goldgestickter und bemalter Seide, Holzstellerchen, Strohflechtereien, Bronzschälchen, alles Dinge, die den Weg aus der weiten Welt zu ihr gefunden, die von Willy kamen und den großen, düsteren Bahnhof passiert hatten, den sie einst so sehr gehaßt, in dem sie so herzerreißend geweint hatte und den sie jetzt liebte, weil ein Tag kommen würde, an dem sie ihn wiedersehen würde, nicht traurig und die Augen voll heißer Tränen, nein, erwartungsvoll und freudig, die Arme geöffnet, ganz sorglos und glücklich, wo ein Zug heranbrausen, ein Abteil sich öffnen würde, wo sie sich wiederhaben würden nach Jahren der Trennung, voll Sehnsucht und Verlangen.

Sie dachte gar nichts anderes mehr als dies — sie sah nichts anderes mehr, es war ihr Gebet und ihr Bitten, ihres Daseins leuchtendster Sonnenstrahl geworden. Und wäh-

rend sie Brief um Brief öffnete und durchsah, ganz besondere Stellen noch einmal überlas, tauschte sie ihre Meinungen, ihre Hoffnungen und Gedanken mit der Mutter und kniete zuletzt an ihrem Bette nieder, und in die Worte ihres Abendgebetes mischte sich die Bitte um ein baldiges, baldiges Wiedersehen.

„Gott segne dich, mein Sonnenstrahl!“ sagte dann die Mutter und schaute darnach auf die junge Gestalt mit dem süßen Antlitz und den kindlichen Augen. „Was würde ich tun, wenn ich dich nicht hätte!“

„Sprich nicht davon, Mutter! Ich könnte nicht glücklich sein, wenn ich andere unglücklich wüßte!“ —

Es ist still, sehr still in dem kleinen Laden. Die Saison hat die meisten Bewohner des vornehmen Viertels nach ihren Schlössern, in fremde Länder, an das Meer und in die Berge geführt. Ueberall geschlossene Türen und heruntergelassene Jalousien, und die Straßen fast öde und menschenleer. Eben verschwindet der leichte Korbwagen, mit dem Frau Ribera nach dem Parke gefahren wird, ganz unten in der grünen Dämmerung der Allee, und zu gleicher Zeit fällt ein Schatten auf den glatten Boden des Ladens, wo Fifi träumend, den Kopf zurückgelehnt an die Lehne eines hohen Stuhles, dasitzt.

„Aus Japan!“ sagt der Briefträger, legt einen schweren Brief auf den Tisch und geht, dem jungen Mädchen, das rot und glückstrahlend aufgesprungen ist, freundlich zublinzelnd.

Fifi entfaltet den Brief, er ist sehr umfangreich und eng geschrieben diesmal. Fast beängstigt beginnt sie ihn, aber je weiter sie vordringt, desto freudiger erstaunt ist sie, desto ergriffener und bewegter, und zuletzt springt sie auf, das Antlitz ganz in lichtet Rot getaucht, die strahlenden Kinderaugen in die Ferne gerichtet, so, als sähe sie da draußen ein unerwartetes, großes Glück, eine Wundermär voll zauberischer Lockung.

„Nach Japan!“ sagt sie endlich. „Nach Japan!“ Und dann sinkt sie wieder auf ihren Stuhl, immer noch in die Ferne sehend, das Antlitz strahlend, die Rippen lächelnd, und die Finger streichen leise und lieblosend über den Brief, der auf ihren Knien liegt.

Ja — nach Japan! Willy schreibt ihr, daß seine Firma ihm das Anerbieten gemacht habe, in Yokohama zu bleiben, um der dort errichteten Fabrik, dem Elektrizitätswerk der

Stadt, als Werkmeister vorzustehen. Er ist nicht abgeneigt, auf dieses Anerbieten einzugehen, es ist großartig, sichert eine Zukunft sorglosester Existenz, mit einem Lebensabend voll Frieden irgendwo an einem schönen Fleckchen der Heimat, wo man die Sonne untergehen sehen kann über den heißen Wegen, die dahin geführt. Aber er nimmt es nur dann an, wenn Fifi und die Mutter zu ihm kommen. Sonst benutzt er den ersten Postdampfer und kehrt zurück, ein einfacher Arbeiter, wie er gewesen, damals, als sie noch in der Mansarde des häßlichen, überfüllten Hauses wohnten. Das Reisegeld für Fifi und die Mutter ist bereit. So wie er ihre Entscheidung hat, schickt er es ab und mietet ein Haus, ein kleines japanisches Haus mit weißlackierten Treppen und bemalten Wänden, die man auf Rollen auseinanderschieben und wieder schließen kann. Im Garten müssen Mandelbäume rosig blühen und große zartfarbige Chrysanthemen ihre runden Blumen über frischen Rasen hängen, bunte Lampions sollen im Winde schaukeln und kleine Dienerinnen mit hohen Chignon und gestickten Gewändern den Tee servieren.

Er ist so poetisch geworden, der Schreiber, so poetisch wie jemand sein kann, der noch liebt, und Fifi ist angesteckt. Im Geiste sieht sie das fremde Land mit seinen blauen Beraen und stillen Seen, über die sich Blütenbäume rankend hängen, das kleine, weiße Haus mit feinem Garten voll Blumen und Duft — Willy darin — und sich selber.

Frau Ribera ist zurückgekommen, das heißt, die kleine Dienerin, die sie alltäglich ausfährt, hat sie zurückgebracht. Sie sieht krank aus und so bleich, das Fahren hat sie mehr angegriffen als sonst. Fifi schiebt den Brief tiefer in ihre Tasche. Erst morgen, wenn sie nicht zu fürchten braucht, die Mutter aufzuregen, will sie ihr die freundliche Nachricht mitteilen. Um sich selber zu beruhigen, läßt sie den Arzt bitten, am Abend vorbeizukommen, und als er dagewesen, folat sie ihm bis hinaus vor den Laden, angstvoll forschend in sein ernstes Gesicht sehend.

Es ist ein alter Mann. Immer, seit sie materiell besser standen und in diese Gegend kamen, hat er die Mutter behandelt, er kennt die Natur ihrer Krankheit ganz genau, und beide Frauen vertrauen ihm unbedingt.

„Es ist nichts, Kind,“ saate er gütig. „Kranke, wie Ihre Mutter, können sehr lan-

ge leben, wenn gute Pflege, Ruhe und gleichmäßiges Leben dabei helfen."

"Eine weite Reise" — sagt Fifi zögernd, nicht gewillt, die volle Wahrheit darzutun, — „eine große weite Reise würde also schädlich wirken?"

Sie hält den Atem an, es ist ihr auf einmal, als stünde sie vor der Entscheidung ihres Schicksals.

"Schädlich?" wiederholte der alte Mann. „Schädlich? Den Tod würde sie zur Folge haben! Was kommt Ihnen denn in den sonst so klaren Kopf, Kind — wie kommen Sie darauf?"

"O — ich dachte nur — es kann ja sein —"

"Nein — es kann nicht sein! Wollen Sie den Tod Ihrer Mutter auf dem Gewissen haben, dann — anders nicht —"

Der alte Mann brach ab und sah sich um, es war ihm, als habe jemand wie nach Luft ringend neben ihm geatmet. Fifis Antlitz aber verriet nichts, es war nur auf einmal steinhart geworden.

"Gut, daß Sie ruhig hier bleiben können, Kind, und nicht vor jenen Zwiespalt der Seele gestellt werden, zwischen dem, was man tun wollte und tun darf," fügte er hinzu. „Seien Sie beruhigt, so, wie Sie Ihre Mutter jetzt pflegen, bleibt sie Ihnen noch lange." Damit war er gegangen, das junge Mädchen reaktionslos, wie zu Stein erstarrt, zurücklassend.

Erst nach geraumer Zeit bewegte sie sich wieder. Mechanisch, die Hände vor sich streckend, als habe sie auf einmal das Augenlicht verloren, tastete sie in den Laden zurück, verschloß Kasse und Bücher, ließ den Rolladen herunter, legte den Kiesel vor die Türe und blieb dann noch, einen Augenblick ausruhend, in dem nun verfinsterten Raume stehen.

"Wollen Sie den Tod Ihrer Mutter auf dem Gewissen haben — dann — anders nicht!" könnte es durch ihre Seele.

Es schimmerte blutig-rot in der Dunkelheit — das kleine weiße Haus, die rosig blühenden Mandelbäume und zarten Chrysanthemem entflohen immer weiter und weiter, es ging wie ein Aechzen, wie ein Riß durch ihre Seele, dann sah sie klar. —

Sie wollte Billy schreiben, daß es unmöglich sei, zu kommen, die Mutter mitnehmen. Wie sie töten, sie allein zurücklassen ebenfalls, auch hier könnten sie glücklich sein, keine Firma würde ihn natürlich auch hier beschäf-

tigen, sie selber verdiente, eines neben dem andern arbeitend und sparend, gelangten sie doch zu dem erwünschten Ziele.

Sie erwähnte kein Wort von dem Briefe, zärtlich, mit unendlicher Liebe und Sorgfalt in den Augen küßte sie die Mutter vor dem Schlafengehen, dann wartete sie, bis ruhige Atemzüge verkündeten, daß die Kranke schlief, und schlüpfte hinaus in den dunklen Laden.



„Diese herrliche Vase“, plauderte sie weiter, ihre lebhaften Augen auf das junge Mädchen richtend.

Ueber das Kull gebeugt, schrieb und schrieb sie, bis ihre Kraft erlahmte und ihr die Augen zufielen, als sie den Brief geschlossen hatte; dann begab auch sie sich zur Ruhe. Und in ihren Traum hinein tanzte wieder das weiße Haus, die rosig blühenden Mandelbäume.

Zum Absenden des Briefes gelangte sie am andern Morgen so schnell nicht, der Laden wurde nicht leer, und am Mittag, als die Mutter ausgefahren war, kam sie erst recht nicht dazu.

So sah sie denn, den blonden Totenkopf an die Lehne des hohen Stuhles gelehnt, träumend da, ein Sonnenstrahl glitt auf ihr liebliches Gesicht und ruhte auf den roten Rosen, die in einer kleinen japanischen Bronzevase auf dem Ladentisch hinter ihr standen.

„Ach, wie schön,“ jagte eine helle Frauenstimme, „wie malerisch schön,“ und eine kleine, elegante Dame betrat den Laden.

„Diese herrliche Base,“ plauderte sie weiter, ihre lebhaften Augen auf das junge Mädchen richtend, „das ist ja ein echtes Japanerzeugnis!“

„Sie kommt auch aus Japan,“ lächelte Fifi, froh, einen anderen Gesprächsstoff als das Wetter gefunden zu haben, „meine — unsere — es ist ein Verwandter, der sie herübergeschickt hat — —“

„Ach, die Verwandten in Japan, was für willkommene Dinge die nicht alles schicken! Ich habe auch Verwandte dort, einen Bruder, er ist Ingenieur der hiesigen großen Elektrizitätsfirma, die sich dort niedergelassen hat — aber Kind, Sie wollen mir ja den linken Handschuh an die rechte Hand anziehen!“

Fifi war das rote, heiße Blut zu Kopf gestiegen. Schon wollte sie sagen, was sie wußte, aber eine Scheu vor der fremden Dame und eine große Neugierde, noch mehr zu hören, verschlossen ihr den Mund.

„Er ist vor sechs Jahren mit einem anderen Ingenieur und einem jungen Arbeiter nach Yokohama gereist; sie haben alle Karriere gemacht. Mein Bruder denkt nicht daran, zurückzukommen; es hieße seine Zukunft vernichten. Der Freund ist bereits verheiratet, er verheiratet sich auch, und dem jungen Arbeiter — mein Bruder schreibt, er sei ein so tüchtiger Werkmeister — fehlt es nicht an glänzenden Gelegenheiten. Er will aber nicht — irgendwo in Europa eine alte Liebe wahrscheinlich, die ihn zurückzieht und um deretwegen er sich opfert — so, danke Ihnen, mein Kind — darf ich eine Ihrer schönen Rosen nehmen?“

Damit war sie hinaus.

Sinter ihr wurde es still, grausam still. Fifi schaute auf die roten Rosen und die graziöse japanische Base mit dem Bewußtsein eines schweren dumpfen Schmerzes in ihr, den der Besuch der Dame gebracht hatte. Und doch — vielleicht — vielleicht war es ein Glück, daß es so gekommen — eine Schicksalsfügung, daß heute, gerade heute ihr die Augen geöffnet werden mußten, ehe sie den Brief abschickte, die Zukunft eines Menschen untergrub, dessen Leben draußen in der weiten fernen Welt so ganz andere Bahnen gehen würde als hier, der nur mit schwerem Herzen die Arbeit verlassen würde, die ihn dort fesselte, und unglücklich sein würde, wenn er sie verlassen hatte. Der Inhalt eines Mannes-

lebens ist sein Beruf, erst in zweiter Linie kommt die Liebe. Fifi wußte: wenn der Brief ihn erreichte, gab Willy alles auf, seine Zukunft, die ihm zulächelte, seine Arbeit, die ihn befriedigte. Sie muß anders schreiben, ihm das Wiederkommen zur Unmöglichkeit machen, irgend etwas erfinden, daß er den Gedanken an die Heimat fahren ließ, die Laufbahn, die er eingeschlagen, weiter verfolgte.

Wieder war es Nacht. In Fegen zerrissen lag der erste Brief und im Laden beugte ein todbleiches junges Antlitz sich über ein paar sonderbar kriechliche Zeilen:

„Lieber Willy!

Ich danke Dir für Dein freundliches Anerbieten, nach Yokohama zu kommen, wie ich Dir für die Liebe der vergangenen Jahre danke. Daß es klar zwischen uns werden, das ist der beste Weg. Ich möchte nicht so weit von der Heimat weg, habe hier ein gutes Stückchen Brot und möchte mich lieber hier verheiraten. Wir kennen uns ja kaum noch. Auch für Dich ist das besser. Die kleine Freundin der Mansardenstube paßt nicht hinein in das weiße Haus und den Garten voll rofiger Mandelbäume. Noch einmal danke ich Dir für alle Liebe und Güte, werde glücklich, wie ich es auch zu sein hoffe!

Deine kleine Freundin Fifi.“

Dann das leise und vorsichtige Öffnen der Haustüre, ein angstvoller Lauf durch die sternklare Julinacht nach dem nächsten Briefkasten, als fürchte sie, noch einmal anderen Sinnes werden zu können, ein paar taumelnde, tastende Schritte in der dämmerigen Allee und ein röchelnder Laut, wie der Todesruf eines verfolgten und gemarterten Tieres, dann wurde es still. Nur der wachhabende Polizist sah die schlanke Gestalt in derselben Tür verschwinden, aus der er sie hatte kommen sehen, und drinnen tastete eine schmale Krankhand nach dem Lockenkopf, der sich so tief — so tief wie eine Büßende, eine Märtyrerin, auf den Rand des Bettes beugte.

„Lege die Arbeit zur Seite, Fifi — es ist späte Nacht, geh' jetzt schlafen — —“

„Ja, Mutter, es ist späte Nacht — es ist ganz, ganz dunkel — —“

* * *

Jahre später erzählten ehemalige Nachbarn aus dem häßlichen Stadtviertel, da sie

gewohnt, daß Willy sich zum technischen Leiter einer japanischen Fabrik aufgeschwungen habe und mit der Tochter eines reichen Engländer's verheiratet sei.

„Es war nicht schön von ihm, daß er gar nicht mehr schrieb, nicht wahr, mein Kind?“ sagte Frau Riberer mit jenem nachzitternden Grolle, der einem immer noch geliebten Menschen gilt, und schaute die Tochter angstvoll

forschend an. „Du hast es vergessen, nicht wahr — es tut nicht mehr weh?“

Fifi hebt die Hand, als wollte sie den Worten Einhalt tun, ihr Antlitz ist bleich und schön und trägt die Spuren schweren seelischen Kampfes, und die Augen haben einen Blick, als erschauten sie eine andere Welt — eine, wo der Körper unbekannt, die Seele aber ganz — ganz glücklich ist.

Die Speckschwarte und der Geigenbogen v. x. y. z.

Ra! Wie passen denn diese zwei Sachen zusammen? — Die passen gar nicht zusammen, mußten aber gezwungenermaßen mal eine Verbindung miteinander eingehen, und welchen Klang und Ausgang das Konzert nahm, das sei in dieser Geschichte verraten.

Ein gutes Vierteljahrhundert vor dem Ausbruch des entsetzlichen Völkerrings sah irgendwo tagtäglich in einer badischen Dorfschulstube ein wackerer Junge im Alter von 13 oder 14 Jahren. Er hatte den etwas seltsamen und darum auch seltenen Namen Cyriakus oder Cyriäkle, war aber nichtsdestoweniger doch der weitaus beste Schüler der Oberklasse. Nur in einem einzigen Fache versagte unser Cyriäkle vollständig, und deswegen war sein Schulweg auch kein völlig dornenloser, wie wir gleich hören werden. Er hatte halt auch gar keine Anlagen zu einem Heldentenor, und bei aller Lust, die er an einem schönen Lied empfand — das andere fangen —, kam es ihm wie eine große Schmach vor, wenn er aufgefordert wurde, selbst ein Liedchen oder nur einen Ton zu singen. Darum hatte ihn auch sein Lehrer beim Singen in die hinterste Bank gesetzt zu den sogenannten „Raben“. Das waren drei oder vier ähnliche Haudegen im Singen. Die hatten es wirklich gut und bequem in der Gesangsstunde; sie durften bloß zuschauen und zuhören und lasen mitunter ganz ungeniert ein Kapitel im unterhaltenden Bibliotheksbuch. Ihr Lehrer mißgönnte ihnen diesen Genuß nicht. Ab und zu aber hatten sie auch ihr Urteil abzugeben, wenn der Absatz eines neuen zwei- oder dreistimmigen Liedes fertig eingeübt war. Da konnte der alte Oberlehrer sagen: „Was ist's? — Hat's euch g'falle?“

Bedeutend mehr wurde schon von den „Späken“ verlangt. Das war die mittlere

Garnitur der Singklasse. Denen war kein scharfes Musikgehör oder auch keine klangvolle Singstimme zu eigen. Im Chorus fangen ja diese „Späken“ frischweg mit; doch die Solostellen rührten sie nicht an, sondern ließen die „Amfeln“ vor. Diese mit schönen Stimmen und gutem Gehör begnadeten Buben und Mädels waren natürlich die Haudegen im Singen, und ihr Lehrer bedauerte bisweilen nur, daß sie im Rechnen und Schreiben nicht auch so erfolgreich waren wie im frischen, fröhlichen Gesang. Die „Amfeln“ saßen in den mittleren Bänken, direkt vor den „Raben“, und ihre kraftvoll schmetternden und wieder fein flötenden Singstimmen begeisterten und rissen auch die „Späklein“ mit, denen der gute Oberlehrer die Plätze in seiner unmittelbaren Nähe angewiesen hatte. Mit dieser Einteilung verfolgte der Oberlehrer seine besonderen schulischen Zwecke. In der ersten Gesangsstunde jeden Monats gab es ein Probefingen, und da konnte unter Umständen ein „Späke“ zu den „Amfeln“ rücken oder sogar ein „Rabe“ zu den „Späklein“. Rückversetzungen aber gab es nur wenige; denn der erfahrene Schulmann vergriff sich äußerst selten. Wer also einen ganzen Monat in den Singstunden aufgepaßt und flott mitgemacht hatte, doch bis dahin ein „Späke“ gewesen war, der konnte es beim Probefingen zur Note „gut“ bringen und wurde dann den „Amfeln“ beigezählt. Ganz selten kam es vor, daß ein „Rabe“ den Schritt zur „Späkenkolonne“ zu finden wußte. Diese Vogelnamen hatten sich frühere Schüler selbst gegeben; der Lehrer hatte sie aufgegriffen und sorgte dafür, daß sie nicht in Spott auscerteten. Zum Leidwesen des guten Oberlehrers wie des doch sonst so intelligenten Cyriäkles gelang diesem nie ein Fortschritt und — darum